

Kommentar

von
Bernhard
Baumgartner



Die Grenzen der Freiheit

Es ist ein Thema, das eine gewisse Polarisierung nach sich zieht: Die Frage, ob sich die Herzogin von Cambridge, Kate, beim Sonnenbaden ohne Oberteil fotografieren lassen muss, wird von manchen in die Kategorie „Selbst schuld, kein Mitleid“, von anderen wiederum fast als Akt des Hochverrats gewertet.

Wie immer man dazu stehen mag: Ob man dem Thronfolgerpaar ein wenig Lockerheit empfiehlt oder nach stärkeren Gesetzen zum Schutz der Privatsphäre ruft – eines stößt jedenfalls auf: Die Rechtfertigungen der Klatschmagazine, die die unter zweifelhaften Umständen entstandenen Fotos druckten, sind ein Ärgernis. Denn zuerst über einen Handlanger in den Privatbereich des Herzogspaares einzudringen und sich dann nach der Publikation der Beute auch noch auf das Grundrecht der Pressefreiheit zu berufen, ist eine Verhöhnung der ganzen Medienbranche. Denn selbstverständlich ist die Pressefreiheit weder dazu da, geldgierigen Paparazzi die Geschäftsgrundlage zu sichern, noch es Verlegern zu ermöglichen, ihre dubiosen Magazine mit ein paar verschwommenen Tittenbildern im Großformat besser an den Mann bringen zu können.

Natürlich muss es in einer Demokratie das gute Recht der Medien sein, im Rahmen der Gesetze zu berichten, was immer es zu berichten gibt. Das ist die Grundlage jedes demokratischen Diskussionsprozesses. Und das ist gut und wichtig. Aber heimlich und ohne Zustimmung aufgenommene Brustbilder egal welcher Person fallen mit Sicherheit nicht darunter, weder von der Intention her noch faktisch. Da sind harte Strafen durchaus angebracht.

kommentar@wienerzeitung.at

Verdi-Rarität mit Plácido Domingo startete Saison in Los Angeles – 2014 in Wien zu hören

Endzeitstimmung in L. A.

Von Stephan Burianek

Selbst geniale Musik konnte manche Oper nicht vor der Bedeutungslosigkeit bewahren, wie der Fall von Giuseppe Verdis „I due Foscari“ zeigt. Dieses frühe Werk aus Verdis „Galeerenjahren“ verfügt zweifellos über jene Emotionalität, wie sie für eine große Oper gefordert wird, transportiert aber keine klare, vordergründige Botschaft – außer vielleicht die Feststellung, dass das Leben ungerecht ist: Francesco Foscari, im 15. Jahrhundert der Doge von Venedig, steht vor einem klassischen Dilemma. Sein letzter lebender Sohn Jacopo wird des Mordes angeklagt, der beteuert freilich seine Unschuld. Der Doge stellt seine Funktion über die Vaterpflicht und verbannt seinen Sohn schweren Herzens aus der Republik. Zugleich besiegelt der Machthaber damit seinen persönlichen Untergang.

Wie bringt man eine derartige Handlung für ein heutiges Publikum zeitgemäß auf die Bühne? Diese Frage lag förmlich in der Luft, als sich nach einer vom Publikum inbrünstig gesungenen US-Hymne im Dorothy Chandler Pavilion kürzlich der Vorhang zur neuen Saison der Los Angeles Opera hob.

Düstere Regie mit dem Hang zur Statik

Der junge US-amerikanische Regisseur Thaddeus Strassberger entschied sich in dieser Koproduktion mit dem Theater an der Wien, in dem das Werk im Jänner 2014 gezeigt werden soll, für eine weitgehende Reproduktion der vorgegebenen Opernhandlung. Unter Strassbergers Leitung wird die Geschichte in einem düsteren Einheitsbühnenbild (Kevin Knight) erzählt. Risse in einst mächtigen Gefängnismauern verdeutlichen die Fragilität der Macht. Lediglich die originellen Kostüme (Mattie Ullrich) lassen



Große Töne, klassische Bilder: Plácido Domingo und Marina Poplavskaya in Los Angeles. Foto: Robert Millard

das alte Venedig als den Ort der Handlung vermuten. Strassberger verzichtet weitgehend auf ikonografische Hilfsmittel und setzt auf eine klassische und allzu häufig statische Personenregie. Mit Ausnahme eines in der musikalischen Dramatik fast untergehenden Schlusseffekts, bei dem Strassberger die Ehefrau Jacopos zur Kindsmörderin werden lässt, fügt der Regisseur der Handlung kaum eigene Ideen hinzu.

Vermochte die Regie das kalifornische Publikum wenig zu begeistern, war der Jubel letztlich dennoch groß. Er galt der herausragenden musikalischen Qualität der Aufführung, deren Aufzeichnung den Status einer Referenzaufnahme erlangen könnte. Ge-

fühlvoll und mit perfekten Tempi führte Musikdirektor James Conlon sein Orchester, das er in den vergangenen Jahren zu einem erstklassigen Klangkörper geformt hat.

Das 140. Rollendebüt von Plácido Domingo

Nicht weniger kostbar waren die Solisten: Als frei in einem Käfig schwebender Jacopo Foscari überzeigte ein kraftvoller Francesco Meli ab der ersten Note mit herrlichem, weinerlichem Schmelz. Marina Poplavskaya als seine Frau Lucrezia packte mit ihrem individuellen Stimmklang und einer intensiven Bühnenpräsenz, die an vergangene Operngrößen erinnerte. Über allen stand das Phäno-

men Plácido Domingo: In seinem umjubelten 140. Rollendebüt in der Baritonpartie des Dogen Francesco Foscari überzeugte der 71-jährige Ausnahmesänger mit der Klarheit seiner nach wie vor kräftigen Stimme. Man sagt, dass Domingo auch in der Wiener Aufführungsserie auf der Bühne stehen soll. Eine Besetzung wie in Los Angeles ist dem Wiener Publikum jedenfalls zu wünschen. ■

Oper
I due Foscari
Von Giuseppe Verdi
Thaddeus Strassberger (Regie)
Los Angeles Opera
www.laopera.com
Wh. bis 9. Oktober
★ ★ ★ ★ ☆

Sedlaczek am Mittwoch

Warum wir die Bayern nicht beschimpfen wollen

Für manche Ausländer haben wir keine gängigen Schimpfwörter. Gut so. Es soll auch so bleiben.

Vor kurzem habe ich einen amüsanten Leserbrief bekommen. Nein, es war eigentlich kein Leserbrief, sondern eine Frage. „Eine Frage generell an alle Österreicher“, schreibt der Münchner Benjamin Poost. „Und zwar läuft es mir bei der Beschimpfung ‚Piefke‘ immer kalt über den Rücken. Denn es klingt so preußisch. Ich habe grundsätzlich nichts dagegen, beschimpft zu werden. Tun Sie sich keinen Zwang an! Aber wäre es denn möglich, uns Bayern (ausgenommen Franken) irgendwie anders zu beschimpfen? Vielleicht mit einem weniger zackigen, spitzen Ausdruck? Irgendwas Weicheres, Ruhigeres, Rundes. Etwa Schoaßbiesler oder Wammerlfresser. Diese Begriffe habe ich jetzt nur spontan aus der Luft gegriffen. Als Anregung.“ Ich verstehe das Anliegen des

Münchner Lesers. Piefke ist ja recht unpassend als Schimpfwort gegenüber unseren bayrischen Nachbarn. Historisch betrachtet diente Piefke schon Mitte des 19. Jahrhunderts als Schmähwort für einfältige und angeberische Menschen – im Norden Deutschlands. Es wurde 1841 von Adolf Glaßbrenner, dem „Vater des Berliner Humors“, ins Leben gerufen, war also ursprünglich von Deutschen auf Deutsche gemünzt. Moritz Gottlieb Saphier, ein Mitarbeiter Glaßbrenners in Berlin, hat das Wort nach Wien mitgebracht. Man kann das nicht oft genug wiederholen, denn viele glauben, das Wort hat irgendetwas mit der Niederlage von Königgrätz 1866 und mit der Gänserndorfer Militärparade zu tun, an der die Brüder Piefke (!) als Militärmusiker mitgewirkt haben.



Robert Sedlaczek ist der Autor zahlreicher Bücher über die Sprache. Sein neues Buch „Wiener Wortgeschichten“ wird heute, Mittwoch, um 20.15 Uhr im Literarischen Quartier der Alten Schmiede, Wien 1, Schönlaterngasse 9, vorgestellt.

Alle Beiträge dieser Rubrik unter:
www.wienerzeitung.at/sedlaczek

Die alte Bedeutung schwingt heute noch mit, wenn Österreicher den Ausdruck verwenden – es ist auf angeberische Deutsche gemünzt, nur auf diese. Die Bayern sind aber normalerweise nicht angeberisch. Wir haben ja auch eine weitere Gemeinsamkeit, wie es euer Kabarettist Michael Mittermeier formuliert hat: „Nur die Bayern und die Österreicher sprechen ein gutes Deutsch!“

Ja, lieber Herr Poost, Sie sehen das offenbar genauso, haben das Gefühl, dass wir miteinander harmonieren. Wenn wir uns aber ohnedies gut verstehen, warum muss es dann ein österreichisches Schimpfwort für die Bayern geben? Solche Flegelwörter sind keine feine Sache, sie fallen auf den zurück, der sie verwendet. Ich träume von einer Welt, wo es keine xenophobi-

schen Ausdrücke mehr gibt – weil sie niemand braucht. Wir haben auch kein allgemeingültiges Schimpfwort für die Ungarn, und ich würde nicht dafür plädieren, eines künstlich in die Welt zu setzen. Hier spielt offensichtlich die gemeinsame Vergangenheit in der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie eine Rolle.

Was Ihren Schlusssatz anlangt, so gebe ich Ihnen vollkommen recht. Sie schreiben: „Die Bayern reden weniger, die Bayern reden leiser, die Sprachmelodie ist weicher, hier scheint öfter die Sonne und der Kaffee schmeckt in München auch besser als in Kiel. Außerdem versteht dort niemand servus.“ In diesem Sinne schicke ich am Ende dieser Kolumne ein herzliches Servus nach München.